

Seit meinem sechsten Lebensjahr weiß ich, dass ich schwul bin. Auch wenn ich damals noch nicht einmal das Wort, geschweige denn seine Bedeutung kannte. Das lernte ich erst Jahre später, Jürgen Klinsmann sei Dank. Aber dazu kommen wir noch.

Das erste Mal geschah es in der Vorschule. Da war auf einmal inmitten all der Frauen und Kinder dieser Auszubildende oder Praktikant, er war nur kurz da, viel zu kurz. Ich weiß nicht einmal mehr, wie er hieß. Er hatte einen Bart. Ich fand ihn berauschend (den Bart und den Mann).

Er nahm mich auf den Schoß. Ich wollte nie mehr runter. Wir spielten irgendein Spiel, aber ich konzentrierte mich gar nicht darauf, sondern sah ihn immerzu an. Er hatte sehr dunkle Augen, in denen ich mich spiegelte und ein Lächeln, in das ich mich sofort verliebte.

Ich dachte gar nicht darüber nach, ich musste es einfach tun. Ich gab ihm einen Kuss. Auf den Mund. Sein Lächeln verschwand.

„Jungs küssen keine Jungs“, sagte er und brach mir das Herz, mit nur fünf Jahren.

Ich ließ mich von den mahnenden Worten meines ersten Schwarms nicht einschüchtern, auch wenn ich dadurch schon sehr früh gelernt hatte, dass meine Gefühle nicht der Norm entsprachen. Ich behielt sie zwar für mich, aber ich störte mich nicht an ihnen, im Gegenteil, ich genoss es, ein Geheimnis zu haben, das mich, so glaubte ich, von allen anderen Menschen auf der Welt unterschied, einzigartig machte.

Zugespitzt könnte man sagen, das Schwulsein war für mich im Grundschulalter so ein bisschen wie Zauberkräfte oder Gedanken lesen: Ich konnte etwas, das kein anderer Junge konnte, nämlich mich in Männer verlieben. Und welche Magie ist schon größer als die der Liebe?

Schon seit frühester Kindheit war ich also ständig verknallt. Es brauchte nicht viel dazu. Ein tiefer Blick aus den Augen eines gutaussehenden Mannes genügte. Sogar, wenn mich dieser nur über das TV-Gerät erreichte. Es gab in den Neunzigerjahren wohl kaum eine erfolgreiche Boygroup, die nicht mindestens ein Bandmitglied aufweisen konnte, in das ich unsterblich verliebt war - für ein paar Wochen zumindest.

Zu verdanken hatte ich das meiner fünf Jahre älteren Schwester Lucy, die ein Riesenfan von Take That war. Eine Zeit lang schwärmten wir beide für Mark Owen, doch irgendwann beschloss sie, fast von einem Tag auf den anderen, Popmusik zu hassen, sich einen Haufen schwarzer Klamotten zu kaufen und nur noch Rock und Metal zu hören. Ich fand ihren neuen Stil furchtbar und blieb den Boybands weiterhin

treu. Wir provozierten uns gegenseitig, indem jeder von uns in seinem Zimmer, wenn unsere Eltern mal nicht da waren, die eigene Musik immer lauter aufdrehte, bis es irgendwann nicht nur für uns, sondern auch für die Nachbarn unerträglich wurde, was diese durch Hämmern an den dünnen Wänden unseres 60er-Jahre-Reihenhauses zum Ausdruck brachten.

Meine Gefühle galten aber nicht nur Musikern. Ich liebte auch Fußballer. Wie mein Vater war ich, und bin es auch immer noch, Bayern-Fan. Als ich zehn war, kam Jürgen Klinsmann nach München. Er war schon immer mein Lieblingsspieler in der Nationalmannschaft, und nun war er auch noch mein Lieblingsspieler im Verein. Und das nicht nur, weil er ein begnadeter Fußballer war. Ich hatte mich natürlich längst in ihn verguckt.

Mein Vater hingegen mochte ihn nicht. Obwohl er gleich in seiner ersten Saison Tore am laufenden Band schoss und zwar nicht die Meisterschaft, aber immerhin den UEFA-Cup für uns holte (den Cup der Verlierer, wie Beckenbauer und mein Vater sagten). „Der fällt mir zu theatralisch. Und der Ball springt ihm auch noch ständig von den Füßen, unserem Flipper“, lästerte er. „Außerdem ist er vom anderen Ufer.“

„Was bedeutet das, Papa?“

„Na, dass er schwul ist.“

Das Gespräch fand kurz nach dem Abendessen statt, da redeten wir beide oft über Fußball. „Männergespräche“, sagte meine Mutter dann und versuchte, ein weibliches Pendant mit meiner großen Schwester anzufangen, was meistens scheiterte, denn sie hatte zu jener Zeit aus mir unerfindlichen Gründen beschlossen, nur noch das Nötigste mit meinen Eltern zu sprechen und stand nach dem Essen für gewöhnlich sofort auf. Doch an diesem Tag mischte sich die andere Hälfte der Familie in das Gespräch ein.

„Schatz, sag doch so was nicht zu dem Jungen. Da ist er noch ein bisschen zu klein für.“

„Hallo? Wir haben 1996, nicht 1966, Mama. Er weiß doch eh schon, was das ist“, sagte meine Schwester. Auch wenn wir in vielen Dingen nicht auf einen Nenner kamen, stand sie, vor allem gegenüber meinen Eltern, immer fest an meiner Seite, wofür ich sie bis heute liebe.

„Klar weiß ich, was das ist“, plapperte ich ihr nach, obwohl ich mir alles andere als sicher war. Der Begriff fiel manchmal als Beleidigung auf dem Schulhof, aber zum Glück nicht mir gegenüber, so dass ich nur sehr vage Vorstellungen von der Bedeutung

hatte, die ich allesamt keinesfalls mit mir und meinen heimlichen Vorlieben in Verbindung brachte.

„Ach ja, was denn?“, hakte mein Vater nach.

„Na ja, also, irgendwie ein Weichei oder so, ne Memme, ne Schwuchtel halt, einer, der keine Eier hat. Aber das ist Klinsmann sicher nicht!“

„Was ist denn das für eine Ausdrucksweise!“, echauffierte sich meine Mutter. Mein Vater hingegen lachte.

„Du hast keine Ahnung, Sohnmann. Ein Schwuler ist ein Mann, der Männer liebt.“

„Ich bitte dich!“

„Was denn, Schatz?“

Meine Familie diskutierte noch eine Weile darüber, welche Dinge und Wörter Kinder heute schon wussten oder besser nicht wissen sollten, und wie so oft in letzter Zeit bekamen sich meine Eltern wegen solcher vermeintlichen Kleinigkeiten in die Haare, doch ich hörte gar nicht mehr zu. Ich dachte über das nach, was mein Vater gesagt hatte. Und je länger ich darüber nachdachte, umso mehr Schlüsse zog ich daraus.

Erstens: Ich war vielleicht doch nicht das einzige männliche Wesen auf der Welt, das sich zu anderen männlichen Wesen hingezogen fühlte.

Zweitens: Es war richtig gewesen, niemandem davon zu erzählen, denn das, was ich fühlte, war also schwul und schwul war, zumindest für meine Mitschüler und meinen Vater, etwas Schlechtes, eines Mannes zutiefst Unwürdiges.

Und drittens: Wenn mein Vater die Wahrheit sagte, und im Fußball kannte er sich ziemlich gut aus, immerhin las er „nur wegen dem Sportteil“ jeden Tag die Bild, dann gab es zumindest die rein theoretische Chance, dass der schönste und begabteste Fußballspieler der Welt meine Gefühle für ihn erwiderte!

Komischerweise machte ich mir damals über den dritten Punkt mehr Gedanken als über die beiden ersten Punkte zusammen. Ich wusste jetzt, was schwul war und was schwul bedeutete, aber so viel hatte sich eigentlich gar nicht geändert. Meine Schwärmereien konnte mir keiner nehmen. Die Gedanken sind frei, hatten wir in der Schule gesungen. Und zum Glück war mir (bis auf dieses Mädchen in ‚Mein Vater ist ein Außerirdischer‘) noch niemand begegnet, der sie lesen konnte.

Außer vielleicht meiner Schwester. Ihr entging wirklich kaum etwas und sie ließ sich auch nicht so leicht hinters Licht führen wie meine Eltern. Wenige Wochen nach jenem denkwürdigen Abendessen, irgendwann im Laufe der glorreichen EM 1996, hatte es mein Idol auf die Titelseite der Bild geschafft – mit freiem Oberkörper, wegen

irgendeines vermeintlichen Sauna-Skandals. Natürlich schnitt ich das Foto aus und klebte es an die Pinnwand in meinem Zimmer, zwischen Take That, Backstreet Boys und dem aktuellen Mannschaftsbild des FCB.

„Na, du hättest wohl auch gern solche Muskeln, was?“, sagte meine Schwester.

Ich zuckte mit den Achseln und obwohl sie noch gar nichts Verfängliches gesagt hatte, war ich mir ziemlich sicher, dass ich gerade rot anlief.

„Warum hast du eigentlich keine Fotos von Frauen hier? Spice Girls oder so?“

„Ist doch Mädchenkram.“

„Halbnackte Männer sind Mädchenkram“, sagte sie, aber sie sagte es augenzwinkernd, was meiner Gesichtsröte jedoch keinen Abbruch tat.

„Ein Bild von ihm mit Trikot wäre mich auch lieber gewesen, aber ich hatte kein besseres“, log ich verlegen.

„Ach ja? Wer's glaubt. Und was ist mit dem nackten Arsch von Angus Young in meiner AC/DC-Collage, warum hast du den angeschlabbert, du kleiner Perverser?“

Mein Gesicht wurde so heiß, dass ich fest damit rechnete, es würde gleich platzen und Dampf aus meinen Ohren schießen wie manchmal in den Lustigen Taschenbüchern, die ich so gerne las. Dabei hatte ich nach jener Übersprunghandlung doch extra noch ein Taschentuch verwendet, um die Speichelspuren zu verwischen – offenbar vergeblich.

Obleich ich mit meinen elf Jahren eigentlich noch längst nicht in der Pubertät sein konnte, war mein sexuelles Interesse zweifellos bereits erwacht, noch dazu gleichgeschlechtlicher Natur. Und meine Schwester wusste es.

„Na ja, du bist doch noch verdammt jung. Ist bestimmt bloß ne Phase. Und wenn nicht, bleibst du trotzdem immer mein Bruder. Du solltest es lieber nur erst einmal für dich behalten. Wir leben in einer ziemlich spießigen Welt.“

„Ich hab keine Ahnung, wovon du sprichst.“

Natürlich hatte ich das. Die Worte meiner Schwester waren revolutionär, ein großes Geschenk, doch das verstand ich erst viel später. In jenem Moment dachte ich bloß daran, wie peinlich das alles war und dass ich mir keinen derartigen Leichtsinn mehr erlauben durfte.

So groß die Verlockung auch war – Klinsmanns muskulöser Oberkörper ließ ich daher lieber unbeleckt.

(...)

NOCH bevor am Ende jenes schicksalhaften Jahres 1998 das Internet Einzug in unser Reihenhaus hielt und damit meine ganz persönliche sexuelle Revolution begann, kamen nach den Ferien und zu Beginn meines achten Schuljahrs die zwei neuen: Joschua, aus der Parallelklasse, und Manuel, aus einem Paralleluniversum.

Joschua war nur ein paar Monate älter als ich, aber fast einen Kopf größer, sportlich, durchtrainiert, äußerst beliebt. Dennoch stand ich nicht auf ihn. Er war objektiv keine Schönheit, hatte unfassbar viele Pickel und ein zu markantes Kinn und noch dazu war er ein ziemliches Charakterschwein.

Wir waren in derselben Mannschaft, aber er bekam deutlich mehr Einsätze als ich. Und das, obwohl er alles andere als ein Musterspieler war. Er wurde laufend beim Rauchen erwischt oder bei anderen Disziplinlosigkeiten auf und außerhalb des Platzes, die ihm der Trainer aufgrund seiner guten Leistungen und vor allem seiner körperlichen Reife stets verzieh. Joschua war ein echter Brecher, vor dem alle Gegenspieler größten Respekt hatten und der allein mit seiner Physis so manches Spiel für uns drehte.

Auch in der Schule war er gefürchtet. Als einziger unter den Jungs steckte er schon mitten im Stimmbruch und hatte sogar so eine Art Oberlippenbart aus dünnem Flaum, weshalb er manchmal scherzhaft Türkenjoschi genannt wurde, aber nur hinter vorgehaltener Hand. Denn wer sich mit ihm anlegte, riskierte Prügel.

Obwohl wir schon lange Mannschaftskameraden waren, hatten wir in der Schule bislang nichts miteinander zu tun gehabt, da er in die Parallelklasse gegangen war. Doch zum Beginn des neuen Schuljahrs hatten sie ihn aus disziplinarischen Gründen aus seinem bisherigen Klassenverband herausgenommen und in unsere 8b gesteckt. Er brauchte nicht lange, bis er auch dort der klare Anführer war.

Vorher hatte diese Rolle Marc inne, ein bulliger, kräftiger Typ, der zwar nicht in der Mannschaft war, aber ein großer FCB-Fan und mit dem ich deswegen ganz gut klar kam. An der Seite von König Joschua führte sich unser einstiger Klassenprimus nun allerdings wie eine devote Zofe auf, wie Dick und Doof in einer Person.

In den Jahren zuvor waren meine Mitschüler nie auf die Idee gekommen, mich als Schwuchtel zu hänseln, selbst zu der Zeit, als ich noch ganz offen für Klinsmann geschwärmt und meine Bravo mit Take-That-Poster in die Schule mitgebracht hatte. Schließlich spielte ich Fußball und Fußball galt so ziemlich als das Gegenteil von schwul.

Doch jetzt auf einmal änderte sich das. Seitdem Joschua da war, wollte Marc nichts mehr mit mir zu tun haben. Ich rutschte in der klasseninternen Rangordnung schlagartig ab, vom gesicherten Mittelfeld in die gefährliche Abstiegszone.

Wenn ich mir einen Fehlpass leistete, konnte ich mir sicher sein, dass Joshua mich noch tagelang danach mit einem süffisanten „Du spielst wie eine Schwuchtel“ bloßstellte.

Meine einziger Trost war, dass es jemanden gab, dem es noch schlechter erging als mir: Manuel, dem anderen Neuen. Oder Manuela, wie die Jungs ihn nannten. Ich hatte noch nie einen Menschen wie ihn getroffen. Klar achteten mittlerweile auch wir Jungs, ein paar hoffnungslose Fälle mal ausgenommen, auf unser Aussehen, trugen Markenklamotten und gelten uns die Haare. Aber das war kein Vergleich zu Manuel. Er trug einen auffälligen Ohrring. Er zupfte sich die Augenbrauen. Und seine Klamotten wirkten, als habe seine Mutter sie zu heiß gewaschen oder als hätte er versehentlich die Sachen von seinem kleinen Bruder angezogen. So kamen mir seine nahezu bauchfreien T-Shirts und die hautengen Röhrenjeans jedenfalls vor.

Sein Gang war tänzelnd, leicht federnd, in etwa so, als würde er versuchen, auf einem Trampolin mit Stöckelschuhen zu laufen. Beim Sprechen gestikulierte er übertrieben mit seinen Armen, während die Hand schlaff und schlackernd herunterging, als habe er sich das Gelenk gebrochen. Seine Stimme war sehr nasal und klang affektiert, das Attribut mädchenhaft wäre eine Beleidigung für die Sprechorgane der allermeisten Vertreterinnen dieses Geschlechts – chronisch erkältet traf es wohl besser.

Er erinnerte mich an eine Figur aus dieser Comedyserie, die freitags auf RTL lief: Manuel schien eine zwanzig Jahre jüngere Kopie des besten Freundes von Schwester Nikola zu sein, den mein Vater und ich schrecklich fanden, meine Mutter hingegen „drollig“ (meine Schwester nahm an den familiären Fernsehenden seit einiger Zeit nicht mehr teil).

Kurzum: Manuel war eine Tunte wie aus dem Bilderbuch. Ich hätte nicht für möglich gehalten, dass es so etwas wirklich gab, geschweige denn in unserer Altersklasse.

Anders als man meinen sollte, hatte ich keinerlei Sympathien oder Verständnis für ihn. Vielleicht, weil ich ahnte, welche Vorlieben uns verbanden und weil ich insgeheim Angst hatte, so zu werden wie er. Oder weil ich nun den endgültigen Beweis dafür gefunden hatte, dass ich mitnichten so einzigartig und speziell war, wie ich es mir als kleiner Junge immer vorgestellt hatte.

Aus mir unerfindlichen Gründen liebten die Mädchen Manuel. Er war ständig umringt von einer Traube aus weiblichen Begleiterinnen, die über seine Scherze lachten, mit ihm über die Jungs tuschelten, sich Zettel zusteckten und in Magazinen blätterten.

Die Jungs hingegen konnten ihn nicht ausstehen und zogen ihn bei jeder Gelegenheit auf. Ich bildete da leider keine Ausnahme. Im Gegenteil, je mehr Joschua auf mir rumhackte, umso mehr beteiligte ich mich an den Hänseleien gegen Manuel, was mir tatsächlich gewisse Anerkennung einbrachte. Solange Manuel bereitwillig die Rolle der Klassenschwuchtel spielte, wähnte ich mich in trügerischer Sicherheit.

(...)

ICH habe ein sehr gutes Gedächtnis. Wenn ich Pressekonferenzen besuche, brauche ich mir so gut wie nie Notizen zu machen. Selbst bei Interviews könnte ich eigentlich auf das Aufnahmegerät verzichten – die wichtigsten Sätze meines Gesprächspartners prägen sich mir für sehr lange Zeit ein, wenn nicht sogar für immer.

Umso seltsamer ist es, dass ich nicht mehr weiß, wann genau ich Peter eigentlich kennen lernte. Vermutlich liegt es daran, dass er genauso schleichend in mein Leben kam wie meine Kindheit zu Ende ging - ein fließender Übergang. Sein Auftauchen erschien mir damals fast schon wie eine logische Konsequenz all meiner bisherigen Erfahrungen, meiner intimsten Wünsche und Fantasien.

In jedem Fall muss es irgendwann im Frühling oder Sommer 1999 gewesen sein, noch ein ganzes Stück vor meinem 14. Geburtstag. Es kommt vermutlich auch darauf an, wie man Kennenlernen definiert. Lernte ich ihn kennen, als sich unsere Blicke zum ersten Mal trafen? Als wir anfangen, einander anzulächeln? Als ich seinen Namen erfuhr? Als ich ihn das erste Mal umarmte, liebte, küsste?

Oder lernte ich ihn eigentlich überhaupt erst richtig kennen, als er begann, sich vor mir auszuziehen?

Es gab so viele erste Male mit Peter, dass es mir unmöglich ist, das allererste zu erinnern. Mir ist, als hätte er schon immer auf dieser Terrasse gestanden und auf mich gewartet, keine drei Meter von mir entfernt, zufälligerweise immer dann, wenn ich durch den Fußgängerweg die Abkürzung zum Sportplatz oder zurück nach Hause nahm, hinten an den Gärten der Reihenhäuser vorbei.

Peter rauchte damals noch, aber da er ein sehr ordentlicher, ja fast reinlicher Mensch war, ging er dazu stets nach draußen und vergaß nie, hinterher ein Pfefferminzbonbon zu lutschen.

Sein Rasen war genauso akkurat gestutzt wie sein Gesicht rasiert, egal zu welcher Jahres- oder Tageszeit. Er trug immer weiße oder zumindest helle Hemden, die nach Reinigung rochen und so gut gebügelt waren, dass meine Mutter die reinste Freude daran gehabt hätte.

Überhaupt, er wäre der perfekte Schwiegersohn gewesen. Manchmal dachte ich tatsächlich daran, wie glücklich alle gewesen wären, wie gut alles hätte ausgehen können, wenn Peter ein wenig jünger und ich ein wenig älter gewesen wäre. Und eine Frau.

Doch es war so wie es war, Peter ein Mann, ich ein Junge und sechzehn lange Lebensjahre, die uns trennten.

Was machte es da schon für einen Unterschied, dass er sich für sein Alter ganz gut gehalten hatte, mit seinem lockigen schwarzen Haar und diesem kantigen Gesicht, männlich, aber die dunklen Augen voller Jugend, melancholisch und schwermütig wie die eines von erster Liebe und wilden Trieben gleichermaßen berauschten und überforderten Teenagers.

Diese Augen, sie verrietten ihn. Er konnte alles kontrollieren: sein Hemd, seinen Garten, seine Frisur, seinen Atem – nicht aber seinen Blick, wie er mich ansah, wenn ich, nur mit Trikot und Fußballshorts bekleidet, verschwitzt vom Training nach Hause kam.

Ich suchte nach dem riesigen Fleck auf meinen Sportsachen, ich fragte mich, ob etwas mit meinen Haaren nicht in Ordnung war und ich überlegte sogar, ob wir uns irgendwoher kannten, bis mir langsam dämmerte, dass es einen anderen Grund geben musste, warum er jedes Mal so verstohlen wie eindeutig zu mir hinübersah, wenn ich an seinem Garten vorbeiging.

Natürlich hatte ich meine Internet-Plaudereien mit pädophilen Männern nicht vergessen, aber das war etwas völlig anderes. Dieser Mann war real. Er war sogar einigermaßen gutaussehend. Und er versuchte nicht, mich mit falschen Altersangaben, geklauten Fotos und schmierigen Versprechen hinters Licht zu führen, mir meine Telefonnummer oder gar Nacktbilder zu entlocken. Er buhlte nicht um meine Aufmerksamkeit, im Gegenteil, er versuchte sogar, sein Interesse zu kaschieren. Denn als ich anfing, mich zu trauen, seinen Blick zu erwidern, dauerte es stets nur Millisekunden, bis er sich abwandte, so, als hätten wir uns bloß rein zufällig angesehen.

Dieses Verhalten, seine Schüchternheit, gab mir von Anfang an das Gefühl, Macht zu besitzen und unsere Beziehung unter Kontrolle zu haben.

So kam es, dass ich derjenige war, der ihm das erste Lächeln schenkte. Ich hoffte, er würde zurücklächeln, glaubte aber, er würde wegsehen, doch er tat nichts von beidem. Er lächelte höchstens ein wenig mit den Augen, mehr verlegen als verwegen, und doch fand ich es unglaublich spannend.

Es ist wirklich nicht so, dass er mein Traumtyp gewesen wäre. Natürlich war er viel zu alt. Und doch wollte ich wissen, wie weit ich gehen konnte. Ob es tatsächlich einen Menschen gab, der jemanden wie mich attraktiv finden könnte.

Auf meinem Rückweg am selben Tag lächelte er dann zurück, mit den Lippen *und* mit den Augen. Wir hatten die nächste Stufe erreicht.

Es war ein Flirt. Nun gab es keine Zweifel mehr. Er flirtete mit mir und ich mit ihm. Es fühlte sich verbotener an als all die verbotenen Dinge, die ich im Netz getan hatte,

aber auch viel besser. Denn er meinte wirklich mich, nicht bloß irgendein virtuelles Profil von mir.

Regelmäßig lächelte ich nun zurück. Zweimal in der Woche Training, Hin- und Rückweg. Schlechte Pässe, Joschus dumme Sprüche, PC-Verbot, die Aussicht auf bevorstehende Vater-Wochenenden und die auch bei einem Spätzünder wie mir langsam aber sicher aufkommende Pubertät – all das ließ mich meistens schlecht gelaunt sein. Und doch war dieses Lächeln ehrlich, aufmunternd, lebensbejahend. Nicht ohne Hintergedanken, aber doch so furchtbar unschuldig im Vergleich zu alledem, was noch kommen sollte.

Es ging so weit, dass ich mir, wenn der Trainer uns früher nach Hause gehen ließ, noch die Zeit auf dem leeren Trainingsgelände vertrieb, mir eine Cola am Automaten holte und mich auf die mit Moos überwachsene Zuschauerbank setzte, nur damit ich zur gewohnten Zeit an seiner Terrasse vorbeikam und sicher gehen konnte, dass er dort stand, eine Zigarette in der Hand und ein immer noch schüchternes, geheimnisvolles Lächeln für mich auf den Lippen.

Der logische nächste Schritt wäre das Grüßen gewesen, doch dazu kam es nicht, das übersprangen wir. Keine Ahnung, warum er nicht damit anfang. Bei mir war der Grund weniger Schüchternheit als die Angst, dass die ganze Magie unseres Rituals dahin wäre, wenn wir uns profan ein freundliches Grüß Gott im Vorbeigehen sagen würden, so wie flüchtige Bekannte oder Nachbarn es taten.

Die Sommerpause stand unmittelbar bevor. Pflichtspiele gab es ohnehin keine mehr, die Trainings waren immer spärlicher besucht, weil etliche meiner Mitspieler schon in den Urlaub gefahren waren.

Es gab nicht viel, das mir zu jener Zeit etwas bedeutete. Mein Vater war weg, meine Schwester zwar noch da, aber nicht greifbar, meine Mutter verstand mich nicht und meinem einzigen noch verbliebenen Freund konnte ich mich ebenfalls nicht anvertrauen.

Dieser Mann hingegen wusste schon Bescheid über mich, ohne dass wir auch nur ein einziges Wort miteinander gewechselt hatten. Anders als bei Manuel störte es mich nicht. Erstens, weil er keine Tunte war und zweitens, weil er niemanden in meiner Klasse oder in der Mannschaft kannte, den er auf die Idee hätte bringen können, dass ich eine war.

Im Gegenteil, dieses wissende Lächeln war etwas ganz Wunderbares, ein Geheimnis, so wie früher, als ich für Sänger, Fußballer und Pädagogen schwärmte und niemand es erfahren durfte. Ich war zwar nicht in ihn verknallt, wohl aber in sein Lächeln. Die Anerkennung, die daraus sprach, ließ mich schnell abhängig werden und wenn man jung

ist, dann können einem schon wenige Tage oder Wochen wie eine lange Zeit vorkommen. Die unmittelbar bevorstehende Sommerpause fühlte sich dementsprechend wie eine halbe Ewigkeit an. Ich befürchtete, dass ich ihn nie wieder sehen würde, denn wer wusste schon, ob er im Spätsommer oder gar Herbst und Winter noch auf der Terrasse stehen und auf mich warten würde.

An meinem letzten Trainingstag hatte ich daher das dringende Gefühl, endlich etwas sagen zu müssen, aber ich wusste nicht was, also sagte ich bloß: „Heut‘ ist mein letzter Tag.“

Diesmal war ich es, der schnell wieder wegsah, so wie er bei unseren ersten Begegnungen. Ich wollte schon weitergehen, doch da sagte auch er etwas.

„Magst du ein Eis?“

Damit hatte ich nicht gerechnet. Hätte er mir in diesem Augenblick seine Liebe gestanden, ich wäre wohl weniger perplex gewesen als nach dieser im Grunde genommen doch recht harmlosen Frage.

„Äh, ich muss leider nach Hause, sonst bekomm ich Ärger mit meiner Mutter“, brachte ich nach einer gefühlten Ewigkeit hervor.

„Dann vielleicht ein anderes Mal.“

Man hörte ihm an, dass es ihn Überwindung gekostet hatte, mich auf das Eis einzuladen und dass er enttäuscht war von meiner Antwort. Und trotzdem hatte seine tiefe, aber auch zarte, ruhige Stimme etwas sehr verbindliches, Vertrauen einflößendes.

„Äh, ja. Tschüs.“

„Bis bald!“

Wieder ein Lächeln von ihm, doch ich brachte es diesmal nicht fertig, es zu erwidern. Ich war überzeugt davon, mich furchtbar blamiert zu haben und dass ich diesen Mann nie wieder sehen würde, weil nur ein einziger Satz aus meinem Mund mit Sicherheit gereicht haben musste, um ihn davon zu überzeugen, dass ich doch nicht begehrenswert, sondern bloß ein völlig unreifer, unsicherer kleiner Junge war.

Dass es genau das war, was ihm an mir gefiel, dieser Gedanke war mir immer noch fremd.

(...)

DIE Rollläden waren heruntergelassen. Vermutlich war er nicht zu Hause. Dennoch blieb ich wie angewurzelt vor seinem Gartenzaun stehen, in der Hoffnung, irgendwann würde sich die Terrassentür öffnen und er mit einer Zigarette ins Freie treten. Wer weiß, wie lange ich dort noch gewartet hätte, wenn nicht plötzlich eine alte Frau mit ihrem mich sofort übel ankläffenden Hund vorbeigekommen wäre und mich aus dem Augenwinkel so argwöhnisch wie grußlos gemustert hätte.

Gerade einmal einen halben Tag und eine Nacht hielt ich durch, bis ich wieder hinging. Diesmal gleich am frühen Morgen. Die Rollläden waren aber auch jetzt geschlossen. Trotzdem rechnete ich fest damit, dass er jedem Moment vor mir stehen würde. Nun hatte ich keinen Grund, eine Einladung auszuschlagen, denn zu Hause wartete niemand auf mich. Doch vermutlich war er um diese Zeit, genauso wie meine Mutter und die meisten Erwachsenen, auf der Arbeit.

Nachdem ich abermals nach Hause zurückgekehrt war, ohne ihn zu Gesicht bekommen zu haben, nahm ich mir vor, es nicht mehr zu versuchen. Ich wusste, dass es vernünftiger wäre, ihn zu vergessen. Doch eine Mischung aus Langeweile und Neugierde, aus Einsamkeit und Hoffnung, trieb mich am Tag darauf erneut vor sein Reihenhaus. Diesmal am frühen Abend. Meine Mutter hatte Spätschicht, meine Schwester hielt sich, ihrer letzten Postkarte nach, gerade irgendwo zwischen Belgien und Frankreich auf.

Die Rollläden waren geöffnet, er schien also zu Hause zu sein, doch statt mich darüber zu freuen, war ich erschrocken. Vor einem vermeintlich leeren Haus mit verschlossenen Fenstern und Türen zu stehen und auf irgendein geheimes Zeichen zu hoffen war noch einmal etwas ganz Anderes, als wenn man wirklich damit rechnen musste, gesehen und jederzeit angesprochen zu werden.

Ich blieb dennoch stehen und blickte mit pochendem Herzen auf die verglaste Terrassentür. Erst erkannte ich gar nichts, doch dann meinte ich, trotz der Spiegelung einen Schatten zu sehen, der sich bewegte. Fast reflexartig wandte ich mich ab und ging weiter, so als wäre ich rein zufällig hier, bloß auf der Durchreise. Dabei war mein Starren eindeutig gewesen, er hatte mich mit Sicherheit erkannt. Was war ich doch bloß für ein Feigling.

Auf den Gedanken, dass er womöglich ein mindestens genauso großer war, weil er mich gesehen und dennoch hinter der Tür geblieben war, kam ich nicht.

Abermals hatte ich das Gefühl, mich blamiert zu haben und ihm schon deswegen nicht mehr unter die Augen treten zu können. Ich versuchte, mich abzulenken, sah fern

und spielte am Computer, bis mir die Augen wehtaten. Diesmal war ich wirklich fest entschlossen, nicht mehr hinzugehen. Ich nahm mir sogar vor, extra einen Umweg zum Fußballplatz zu wählen, sobald die Saison wieder beginnen würde.

Doch schon bald ging mir das Fernsehprogramm, insbesondere vormittags, furchtbar auf die Nerven und auch meine immer gleichen Videospiele boten mir keine Abwechslung mehr. Ich schaffte es, meiner Mutter zehn Mark abzuschwatzen und nahm den Bus zum Promarkt ins einige Kilometer entfernte Gewerbegebiet, wo ich mich bei den preiswerten, in einer Papp-Pyramide aufgestapelten PC-Games umsah.

Für das, was ich an Geld zur Verfügung hatte, bekam man wahrlich keine besonders guten Spiele. Joshua prahlte ständig damit, wie einfach es wäre, hier zu klauen, aber erstens wusste ich nicht, ob das stimmte oder er seine tollen Spiele nicht doch alle geschenkt bekommen hatte und zweitens war ich für solche Dinge einfach ein viel zu großer Angsthase. Also kaufte ich mir eine recht schrottig aussehende Spielesammlung auf CD-Rom für 15 Mark und machte mich auf den Heimweg. Wenn es gut lief, würde ich mir damit wieder ein paar Tage die Langweile dieser bisher furchtbar öden Sommerferien vertreiben können.

Ein paar Haltestellen nach mir, am S-Bahnhof, stieg er ein. Wir erkannten einander sofort. Der Bus war jetzt gut gefüllt, es war Feierabendzeit und die Leute strömten aus den Bahnen hinein in die Busse. Er stand am Eingang in der Mitte und ich saß ganz hinten an der Seite, der Gang zwischen uns war durch mehrere andere, stehende Fahrgäste versperrt. Wir hatten also Blickkontakt, aber unterhalten konnten wir uns auf diese Distanz nicht, was mich entspannter und mutiger werden ließ. Er lächelte zuerst, dann tat ich es auch und hielt seinem Blick erstaunlich lang stand. Beinahe gleichzeitig sahen wir beide weg, nur um uns einen kurzen Moment später wieder anzublicken und abermals anzulächeln, ja, fast anzulachen, so als wäre irgendetwas furchtbar Komisches passiert. Ich spürte, wie sich die kleinen, blonden Härchen an meinen Armen aufstellten.

Seine Haltestelle kam vor meiner, das wusste ich eigentlich, und doch traf es mich unvorbereitet, als er plötzlich ausstieg. Er sah noch einmal zu mir und zwinkerte mir ein letztes Mal zum Abschied zu. Der Bus stand noch immer, da ein alter Mann mit Stock gefühlte Stunden brauchte, um auszusteigen. Und da packte mich plötzlich ein verrückter Impuls. Ich sprang auf, drängte mich unhöflicherweise an dem Opa vorbei und stieg ebenfalls aus.

Sobald ich draußen war, bereute ich es, denn ich war mir sicher, er würde sich jeden Moment umdrehen und mich bemerken und dann wären da keine anderen Menschen

mehr, hinter denen ich mich hätte verstecken können. Gleich würde es nur noch ihn und mich geben und ich hatte keine Ahnung, was ich sagen und wie ich reagieren sollte.

Doch er drehte sich nicht um, nicht ein einziges Mal auf seinem gesamten restlichen Heimweg. Ich folgte ihm mit einigem Abstand. Auf der Schwelle seines Reihenhauses, vor der gerade ins Schloss gefallenen, milchverglasten Eingangstür, blieben nicht nur meine Beine, sondern auch mein Herz stehen. Meine Finger hatten sich selbstständig gemacht und lagen auf dem Klingelknopf. Mein Bauch gab den Befehl, diesen Knopf zu drücken, doch mein Kopf verweigerte die Ausführung. Oder war es genau umgekehrt? Ich war so durcheinander, dass ich nicht mehr klar denken konnte. Ich hoffte, dass er mich gesehen hätte und die Tür einfach so aufgehen würde, doch nichts geschah. Und auf einmal, als würde mir bewusst, was ich da gerade tat, nahm ich die Finger von der Klingel, die Füße von der Schwelle – und die Beine in die Hand.

Ich lief, ja ich rannte geradezu nach Hause, als wäre das Videospiel in der kleinen Tüte in meiner Hand wirklich gestohlen.

Zum x-ten Mal nahm ich mir vor, ihn zu vergessen. Doch schon am nächsten Tag wurde ich wieder schwach. Die Hälfte der Spiele auf der Billig-Sammlung waren fehlerhaft, ständig stürzte mein Rechner ab. Hoffentlich erfüllte mir meine Mutter mir meinen Geburtstagswunsch nach ein paar anständigen Spielen oder schenkte mir wenigstens das Geld dafür.

Es war kurz vor drei, als ich den PC entnervt herunterfuhr. Ich wollte mich auf den Weg zum Fernseher im Wohnzimmer machen und mich mit ein paar Talkshows ablenken, da kam mir eine Idee. Es war Freitag, und wenn nicht gerade Sommerpause gewesen wäre, dann hätte ich ziemlich genau in diesem Moment zum Training aufbrechen müssen.

Es kam mir vor wie das perfekte Alibi, meine Zweifel und Ängste zu überwinden und ihn trotzdem wiederzusehen. Obwohl der Fußballplatz gähnend leer und abgeschlossen sein würde, zog ich mein Trikot an und packte meine Tasche zusammen.

Kaum war ich aus dem Haus, wurde mir klar, wie lächerlich das war. Natürlich wusste er, dass wir seit zwei Wochen kein Training mehr hatten und würde wohl kaum mehr zur gewohnten Zeit auf mich warten. Und selbst wenn ich ihn sehen sollte, würde ich mich in diesem Aufzug nur blamieren. Ich drehte wieder um, schloss die Tür auf und schmiss meine eben noch fast euphorisch zusammengepackte Sporttasche frustriert auf den Boden.

Doch dann sah ich meinen alten, nur mäßig gut aufgepumpten Fußball im Korb unter der Garderobe liegen. Ich dachte an die Lücken im Zaun des Vereinsgeländes und obwohl es kaum etwas Langweiligeres gab als Fußballspielen ohne Mitspieler, nahm ich den Ball und verließ das Haus abermals. Jetzt hatte ich wirklich so etwas wie ein Ziel und redete mir ein, dass man es für Zufall halten könnte, dass mich mein Weg ausgerechnet an seiner Terrasse vorbeiführte.

Komischerweise war ich überhaupt nicht überrascht, als ich ihn dort stehen sah, eine Zigarette in der Hand, die obersten zwei Knöpfe seines wie immer makellos weißen Hemds geöffnet, denn es war ein heißer Tag. Schon von Weitem lächelten wir einander an als wäre es das Normalste der Welt. Wieder hatte ich eine Gänsehaut.

Diesmal war er es, der mich zuerst ansprach, was die Sache irgendwie einfacher machte als bei unserem vorherigen, ersten Gespräch, das kaum diese Bezeichnung verdient hatte.

„Na, wieder Training?“

„Nö. Nur `n bisschen üben.“

„Welche Position spielst du?“

„Meistens außen im Mittelfeld.“

„Ich war mal Torhüter.“

„War ich auch mal, ganz früher. Hat überhaupt nicht geklappt.“

„Ich war auch nicht der größte Keeper. Obwohl ich mich damals für die Wiedergeburt von Sepp Maier hielt.“

Wieder lächelten wir beide, aber ganz anders als vorher, nicht mehr konspirativ, sondern fast befreit. Ich war verblüfft, wie normal es sich anfühlte, sich mit ihm zu unterhalten. So als hätten wir nie etwas anderes getan, als wären wir bereits gute Freunde. Ich hatte überhaupt keine Angst mehr. Neugierde und Faszination waren jedoch ungebrochen.

„Hast du einen Lieblingsspieler?“, fragte er mich.

„Jürgen Klinsmann“, antwortete ich ohne zu zögern, obwohl das eine Antwort war, mit der man mittlerweile, zumindest auf dem Schulhof, eher Kopfschütteln erntete.

„Den finde ich auch super“, sagte er und ich freute mich, als wäre heute schon mein Geburtstag und ich hätte gerade Fifa 99 geschenkt bekommen.

Einen Moment lang wusste niemand, was er sagen sollte. Man spürte, dass er sich nach seiner gescheiterten Eis-Einladung vom letzten Mal zurückhielt, und so überraschte es mich nicht, was als nächstes kam.

„Na gut, ich will dich nicht aufhalten. Deine Jungs warten sicher schon auf dich.“

„Es wartet keiner auf mich. Sommerpause. Der Platz ist geschlossen“, sagte ich, und als mir auffiel, dass das vielleicht ein bisschen zu ehrlich gewesen war und man gewisse Schlüsse daraus hätte ziehen können, schob ich noch schnell hinterher: „Aber man kommt auch so rein, wenn man die richtige Stelle kennt.“

„Du trainierst ganz allein?“, fragte er und sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass er das für genauso dämlich hielt wie es ja tatsächlich auch war.

„Ja. Meine Freunde sind alle verreist.“

„Und du, fährst du auch noch weg diese Ferien?“

„Nö, leider nicht.“

„Da wären wir schon zwei.“

Wieder ein beiderseitiges, komplizenhaftes Lächeln.

Ich hatte nicht vor, ihn zu fragen, und ich tat es doch, zumindest indirekt.

„Können Sie es noch?“

„Was?“

„Im Tor stehen.“

Keine fünf Minuten später waren wir auf dem Fußballplatz, er zwischen den Pfosten und ich auf dem Elfmeterpunkt. Er hielt kaum mal einen Ball, nur wenn ich wirklich unterirdisch schlecht schoss, was leider hin und wieder vorkam, aber man sah, dass er gewisse Anlagen hatte und sich zumindest so verhielt wie ein Torwart.

Ich wusste, wie absurd der Vergleich war, aber ich musste daran denken, wie schlecht mein Vater kickte, obwohl er doch so viel Ahnung von Fußball hatte und wie lange wir überhaupt nicht mehr gespielt hatten.

Der Platz war bis auf uns menschenleer und doch dachte ich daran, wie es wäre, wenn jetzt jemand kommen würde. Könnte man uns für Vater und Sohn halten? Dafür war er eigentlich noch zu jung.

Und doch dauerte es nicht lang, bis er völlig aus der Puste war. Vermutlich lag es am Rauchen. Nach einem besonders athletischen Sprung und einem sehr platzierten Ball ins rechte, obere Eck sagte er, dass er eine Pause brauche, setzte sich auf den Boden und zündete sich eine Zigarette an.

„Ich weiß, ich sollte damit aufhören“, sagte er, als könne er meine Gedanken lesen.

„Fang bloß erst gar nicht damit an, gerade, wenn du als Sportler was erreichen willst.“

Ich versuchte, ein paar Kunststückchen am Ball vorzuführen, um ihn zu beeindrucken, doch es gelang mir nicht, also setzte ich mich auch.

„Na, wie wäre es mit einer Cola?“, sagte er und zeigte auf den Automaten vor dem Vereinshaus.

„Ich glaub, der ist leer.“

„Schade.“

Ich wartete darauf, dass er mich stattdessen auf eine Cola bei sich zu Hause einlud oder auf ein Eis oder was auch immer, aber da kam einfach nichts. Wieder hatte ich das Gefühl, versagt zu haben und das dringende Bedürfnis, ihn irgendwie beeindruckt zu müssen, um mir seiner Aufmerksamkeit weiterhin sicher zu sein.

„Aber `ne Zigarette könnte ich vertragen.“

„Du rauchst?“

„Ab und zu.“

„Glaub mir, das ist Mist, lass es lieber.“ Man sah ihm an, dass er wusste, wie wenig Überzeugungskraft seine Worte hatten und welch schlechtes Vorbild er war.

„Wenigstens mal einen Zug“, sagte ich.

Und tatsächlich. Er reichte mir seine Zigarette. Man sah, dass ihm nicht ganz wohl dabei war, aber er tat es ohne weitere Widerworte.

Ich nahm einen tiefen Zug und anders als bei meinem ersten, einsamen Versuch mit den Fluppen meiner Schwester gelang es mir, nicht zu husten.

So widerlich der beißende Geschmack des Rauches in meinem Mund auch war, so sehr genoss ich diesen Moment. Denn mir war schlagartig bewusst geworden, welch seltsam erwachsene Macht mir mein junges Alter in diesem Moment verlieh: Dieser Mann konnte mir keinen noch so unvernünftigen Wunsch abschlagen. Denn dieser Mann beehrte mich.